

Kultur

Geglücktes Comeback

Legendäres Schauspiel: Das Theater Biel Solothurn eröffnete die Saison mit dem «Heiligen Experiment» von Fritz Hochwälder.



Kontrast zwischen exotischer und europäischer Welt: Unterredung der Kaziken mit dem obersten Jesuiten. Foto: Konstantin Nazlamov

Charles Linsmayer

«Das Ganze war ein Erlebnis, wie es nur in begnadeten Stunden geschenkt wird!» Obwohl er zunächst Vorbehalte gegen das «Jesuitenstück» hatte, war der Rezensent des «Bund» am 30. März 1943 restlos begeistert von Fritz Hochwälders «Heiligem Experiment», das zwei Tage zuvor im Städtebundtheater Biel/Solothurn von Peter Lotar uraufgeführt worden war.

Das Stück des damals in Gordola internierten 31-jährigen österreichischen Juden Hochwälder (1912-1986) sollte bis in die 1960er-Jahre hinein in Wien, Paris, London, New York und vielen weiteren Städten Triumphe feiern, bevor es aus schwer verständlichen Gründen von den Bühnen verschwand. 74 Jahre danach hat Katharina Rupp es nun für das

gleiche Theater neu inszeniert. Der Abend beginnt mit einem wilden Tanz von bunt gekleideten, grell bemalten Kaziken und geht über in eine in paraguayischem Guarani geführte Unterredung der Kaziken mit dem obersten Jesuiten. So dass der Kontrast zwischen exotischer und europäischer Welt, den die Jesuiten mit ihrem Experiment überwinden wollten, sogleich präsent ist und in den folgenden 110 Minuten in dumpfen, sich bedrohlich steigenden Trommelschlägen fassbar bleibt, während ein Gesandter der spanischen Krone und ein Vertreter des Jesuitengenerals als Handlanger des blutbefleckten Kolonialismus den Aufbruch in ein neues Zeitalter der Völkerverständigung mutwillig beenden.

In dieser Konstellation, die durch die an ein Rembrandt-Gemälde erinnernde

düster-bedrohliche Szenerie und die bewusst alteuropäische Kostümierung (Tanja Liebermann) verstärkt wird, lässt die Regisseurin Hochwälders wie ein Räderwerk ineinander verzahnte Dramaturgie ihre Wirkung entfalten.

Hoch aktuelle Momente

Es ist der 16. Juli 1767, wir sind im Jesuitenkolleg Buenos Aires, und Alfonso Fernandez, der Provinzial, ist sicher, dass das Verfahren, das sein Jugendfreund Pedro de Miura durchführt, nur die humanen Verhältnisse und das freizeithilichen Leben im Jesuitenstaat bestätigen wird. So dass es ein Schock für ihn ist, als de Miura ihm nach der Entkräftung aller Klagepunkte einen Brief des Königs zeigt, der die Vertreibung der Jesuiten aus Paraguay anordnet. Um die ihm anvertrauten Indios zu schützen,

lässt der Provinzial sich bewegen, de Miura zu verhaften. Da entpuppt sich ein gewisser Querini als Vertreter des Jesuitengenerals, rechnet mit dem Argument, dass «diese Welt ungeeignet» sei «zur Verwirklichung von Gottes Reich» in zynischem Opportunismus den Untergang des Ordens auf - «Es geht um den Bestand des Ordens, und Ihr sprecht von hundertfünfzigtausend Menschen!» - und zwingt den Provinzial, die Übergabe des Staats an die spanische Soldateska, die Ausweisung der Jesuiten und die Hinrichtung einer Anzahl Indios und des jesuitischen Militärbefehlshabers zuzulassen. Der Provinzial selbst aber wird während des entstandenen Tumults verletzt und stirbt im Wissen, dass das Experiment gescheitert ist.

Es gibt wunderbare, hoch aktuelle Momente in dem Stück. Etwa wenn sich herausstellt, dass der von glücklichen Menschen gepflanzte Tee besser schmeckt als der von Sklaven mit Hass im Herzen produzierte, oder wenn der Provinzial Querini vorhält: «Wir können nie und nimmer die Seelen retten, wenn wir die Völker schutzlos der Unterdrückung überlassen. Eindeutig müssen wir unseren Platz beziehen an der Seite der Mühseligen und Beladenen.»

Zwölf Hauptrollen

Die Inszenierung überzeugt nicht nur mit ihrem Drive und vielen Höhepunkten, sie beeindruckt auch mit dem hohen Niveau ihrer schauspielerischen Umsetzung, die von keinem der zwölf Mitwirkenden unterboten wird. Günter Baumann ist ein wuchtiger, im ausweglosen Ringen zwischen Gewalt und Gerechtigkeit tief berührender Provinzial, Michael Lucke als sein Gegenspieler ein innerlich ebenso aufgewühlter, zwischen Mitleid und Gehorsam hin und her schwankender de Miura.

Vilmar Bieri spielt mit schöner Offenherzigkeit den fließend Indianisch sprechenden Superior, Tom Kramer mit jugendlichem Ungestüm den Pater Prokurator, Ernst C. Sigrist imponiert als fatalistisch-unbeugsamer Militärkopf. Aber die Aufführung ist gleichermaßen Komödie wie Tragödie und gibt Julian Boine und Jörg Seyer als spanischen Offiziere ebenso Gelegenheit zu belustigenden Auftritten wie dem grossartigen Hanspeter Bader und dem humorvoll chargierenden Lou Elias Bihler als spanischen Gutsbesitzern. Nicht zu reden vom witzig-alterten Daniel Hajdu als holländischem Kaufmann und von Werner Birchmeier als vertrottelteten Bischof. Marcus Mislin aber wirkt als in sich versunkener Querini völlig unbeteiligt, bis er dem Experiment ungerührt den Todesstoss versetzt.

Das schönste Resultat

«Ein Erlebnis, wie es nur in begnadeten Stunden geschenkt wird», schrieb der «Bund» 1943, und nach dem frenetischen Beifall zu schliessen, gab es 2017 im Solothurner Premierenpublikum nicht wenige, die sich diesem Urteil angeschlossen hätten. Das schönste Resultat von Katharina Rupp hinreissender, allein schon in ihren Dimensionen für das kleine Theater spektakulären Inszenierung aber wäre es, wenn «Das heilige Experiment» nach diesem geglückten Comeback auch anderswo wieder die ihm zukommende Aufmerksamkeit finden würde.

Premiere in Biel: 21. September

Sängerfest im Saanenland

Zum Schluss des 61. Menuhin-Festivals in Gstaad gab es eine Galavorstellung von Verdis «Aida» mit Staraufgebot.

Peter König

Als Berufskolleginnen hätten sie gute Freundinnen werden können, die Königstochter Amneris aus Ägypten und Aida aus Äthiopien. Hätten, wären sie nicht demselben Mann verfallen - Radamès. So aber sind die beiden Frauen erbitterte Rivalinnen. Dass Radamès Anführer der ägyptischen Truppen ist, die den einfallenden Äthiopiern die Stirn bieten sollen, macht es nicht einfacher.

Aida ist entgegen landläufiger Annahme auch nicht einfach nur die Gute und Amneris die Böse. Spätestens seit 1913, als mit «Aida» die Festspiele in der Arena von Verona ihre Premiere erlebten, grassiert ein weiterer Irrtum: Klar ist das auch eine Fest- und Choroper, deren Triumphszene im zweiten Akt gut zum diesjährigen Festivalmotto «Pomp in Music» passt.

Zuerst aber ist sie ein zutiefst menschliches Drama, ein Kammerstück um Liebe, Macht und Eifersucht, das von der Zerrissenheit der drei Haupt-

figuren lebt, neben denen sich die beiden Könige und der Hohepriester Ramfis geradezu eindimensional ausnehmen.

So betrachtet ist die 1871 in Kairo zur Suezkanal-Eröffnung uraufgeführte «Aida» nicht nur eine von Giuseppe Verdis bekanntesten Opern, sondern wohl auch seine verkannteste.

Pomp und Kammerstück

Angesagt war eine Gala, was in Gstaad stets mehrschichtig zu verstehen ist. Schon der Bummel durchs Dorf entlang den Schaufenstern der Luxusketten stimmt auf die Welt der Reichen und Schönen ein. VIP-Bereiche, teure Automobile, Champagner und Kaviar prägen das Bild im Entree und stehen im Kontrast zum Dorffest-Provisorium, das dieses Zelt immer auch ist.

Ägyptische Requisiten auf dem Podium und dezente Beleuchtungseffekte markieren Lokalkolorit, dafür bleiben einem die Zumutungen so mancher «Aida»-Regie erspart, es gibt weder störende Aufmärsche noch Abgänge. Auch Ballett und Triumphmarsch bleiben statisch, was dem Werk kaum Abbruch tut. Die Konzertform erlaubt volle Konzentration auf Musik und Handlung, Letzteres auch dank vorbildlich grosser, dreisprachiger Texttafeln. Und sie erlaubt das unge-

trübte Erleben einer Sängergilde von Weltrang.

Holde Aida, heldischer Radamès

Die Qualität eines Veranstalters zeigt sich auch auf der Ersatzbank: Für den erkrankten Roberto Alagna konnte Francesco Meli verpflichtet werden, in den letzten Jahren im Schlepptau Anna Netrebkos zu einem führenden Verdi-Tenor gereift.

Sein heldisch strahlender Radamès bot schöne Phrasierung, klug eingesetztes Messa di Voce und helle Höhen bis hin zum lang gehaltenen B. Man kommt bei Stimme und Erscheinung nicht umhin, an den jungen José Carreras zu denken.

Auf ähnlich hohem Niveau die beiden Prinzessinnen. Hier Anita Rachvelishvili, eine der besten Sängerinnen der Amneris: eher dramatischer Sopran als Mezzo, höhensicher auch sie und differenziert vom unterschwelligem Drohen hin zum rachsüchtigen Ausbruch. Aber eben auch eine grosse Liebende, zerrissen zwischen Eifersucht und Edelmut.

Kristin Lewis' Aida ist fast dasselbe mit umgekehrten Vorzeichen. Ja, sie liebt Radamès und wird von ihm geliebt. Aber verrät sie ihn nicht auch, wenn sie ihm verschweigen muss, dass ihr Vater König Amonasro ist und nicht nur irgendein Unterfeldwebel? Eine

gut fokussierte Stimme, reich an Ober-tönen, eine majestätische Erscheinung und eine rare Mischung von Pianokultur und aufblühender Emphase.

Geradezu luxuriös (eben, wir sind ja in Gstaad) präsentieren sich auch die drei tiefen Herrenrollen: Erwin Schrott als Ramfis verpflichtet zu können, ist schon fast ein Kabinettstück.

Wie klug der Bassbariton aus Uruguay die vermeintliche Nebenrolle gestaltete, liess aufhorchen, ebenso die Besetzung des Königs mit Giacomo Prestias wohlklingend strömendem

Bass. Simone Piazzolla gab glaubwürdig den Undercover-König Amonasro, der alles der Staatsräson unterordnet, und sei es das Liebesglück der eigenen Tochter.

Turiner Chor, Londoner Orchester

Dass jede einzelne Minute dieses dreistündigen Opernabends spannend blieb, ist vor allem dem Dirigenten Gianandrea Noseda zu verdanken. Seit 10 Jahren leitet er mit dem Turiner Teatro Regio eines der führenden Opernhäuser des Stiefels. Aus Turin hat Noseda seinen Chor mitgebracht. Zusammen mit dem präzise aufspielenden London Symphony Orchestra (auch die sechs exponierten Aida-Trompeten blieben ohne Make!) ergibt das in den grossen Szenen eine be-glückende Klangfülle.

Noseda weiss die Kräfte aber auch zu bändigen, wenn Kammerstück angesagt ist. Als Sängerdirektor trägt er seine Solisten auf Händen. Das zähmte auch das sonst nicht immer leise Gstaader Publikum, es lauschte gebannt bis zum grossen Schlussjubiläum.

Auch nächstes Jahr soll es, so viel war Intendant Christoph Müller zu entlocken, eine konzertante Oper geben. Die Messlatte wurde mit dieser (übrigens ausverkauften) «Aida» hoch gelegt, eine Gala in jeder Beziehung und ein würdiges Festival-Finale.



Majestätische Erscheinung: Kristin Lewis (rechts) als Aida. Foto: Raphael Faux